

Christoph Höhtker  
Die schreckliche  
Wirklichkeit  
des Lebens  
an meiner  
Seite

Roman



Christoph Höhtker, geboren 1967 in Bielefeld,  
studierte Soziologie, war Taxifahrer,  
freier Journalist, Sprachlehrer, Werbetexter.  
2015 veröffentlichte er den zweiten Teil seiner  
Frank-Stremmer-Trilogie im Ventil Verlag:  
»Alles sehen«. Christoph Höhtker lebt und  
arbeitet in Genf.

© Ventil Verlag UG (haftungsbeschränkt) & Co. KG, Mainz 2017  
Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Cover: Oliver Schmitt unter Verwendung  
eines Fotos von Alexandra Sonntag

Druck: cpi books

ISBN: 978-3-95575-070-1

[www.ventil-verlag.de](http://www.ventil-verlag.de)

Zum Beispiel: Ich sitze auf diesem gigantischen Sofa und trinke Wodka-Orangensaft, und allmählich, ganz allmählich, beginne ich, mich von der Parkplatzsuche zu erholen, die uns vorhin durch halb Petit-Sacconnex und bis an den Rand des Wahnsinns geführt hat. Der Mann neben mir heißt eventuell Claude. Claude behauptet, er sei Franko-kanadier. Außerdem arbeite er als *Program Manager* bei der WHO, und momentan beschäftige er sich mit dem Aufbau von Meldesystemen für Tuberkulosefälle, und sein Betätigungsfeld seien im Wesentlichen die mittelasiatischen Transformationsstaaten und gegenwärtig ... Glaubte der Mann wirklich, dass ich solche Informationen noch abspeichere? Ich unterbreche Claude und teile ihm mit, dass mir nicht ganz klar sei, was *meine* Abteilung eigentlich anstelle – mit Geldverbrennen habe es aber in jedem Fall auch zu tun. Er zögert kurz, entscheidet sich dann jedoch, die Bemerkung witzig zu finden. Ob ich einverstanden sei, wenn er die weitere Getränkeversorgung übernehme. Das bin ich, ganz und gar, weswegen sich Claude unverzüglich in Richtung Hausbar aufmacht. Der Raum hat die Größe eines mittelasiatischen Transformationsstaates. Überall stehen Menschen und Aschenbecher herum, aber niemand raucht. Kein Wunder, schließlich liegt der Anteil der Banker plus Anhang, also all derjenigen, die *nicht*

in einer internationalen Organisation arbeiten, bei gespenstischen zehn Prozent. Wichtigstes Unterscheidungsmerkmal: die Kleidung. Geldleute sehen einfach besser aus. Vernünftige Anzüge, bei den Frauen raffinierte Kostüme, aussagekräftig geschnittene Hosen usw. Selbst die Missratensten unter uns machen durch die Aufmachung immer noch vieles wett. Bei den Internationalen findet sich dagegen so gut wie nie jemand, der attraktiv *und* gut gekleidet ist. Diese provokative Kombination scheint per Dienstvorschrift von vorneherein ausgeschlossen. Marion glaubt, das liege an den vielen Amerikanern in diesen Ländern. Ich bin mir da nicht so sicher; ich könnte mir andere, subtilere, sogar ideologische Gründe vorstellen. Vor allem aber könnte ich mir vorstellen, noch etwas zu trinken, weswegen ich Claudes (weder attraktiv noch gut gekleidet) Rückkehr mit einem eine Spur zu lauten Johlen quittiere. Wir stoßen an. Er fragt, aus welchem Teil Deutschlands ich komme. »Aus dem Osten«, lüge ich spontan und gebe anschließend einen Abriss der Situation in meinem Heimatdorf. Claude findet das alles sehr interessant. Eine Weile saugt er meine Berichte über Okkultistenrudel und Kannibalismus-Verdachtsfälle förmlich in sich auf. Dann jedoch, das spüre ich, will er selbst wieder zu Wort kommen, mir künden von den Ursprüngen seiner jeden Monat mit schätzungsweise achttausend steuerfreien Schweizer Franken angereicherten Existenz. Ich nippe also noch mal an diesem Monsterwodka und frage: »And Canada, it's nice there, isn't it?« Und während Claude beginnt, von Montreal und der kanadischen Natur zu schwärmen, von Freiheit und Weite, von Eisbären und Kunsthandwerk,

versinke ich langsam wieder in den Tiefen dieses wirklich unglaublich bequemen Sofas.

Irgendwann, sehr viel später, stehe ich mit einigen Leuten auf dem Balkon. Wir unterhalten uns – ich erfinde das nicht! – über Sprachen. Niemand hat auch nur ansatzweise meinen Alkoholisierungsgrad erreicht, und ich höre mich mit heiserer Stimme deklamieren, dass Latein mit Abstand meine Liebessprache ist.

»Oh really? How interesting!«

»But why? Tell us why!«

Ich lasse mir Zeit mit der Antwort und schaue zunächst in den sternensatten, alpträumhaften Genfer Nachthimmel. Dann sage ich auf Deutsch: »Weil Latein eine absolut tote Sprache ist«, und später im Auto sagt Marion, meine langjährige Lebensgefährtin Marion Gräfe, dass sie mich nicht mehr ertragen könne, und danach schweigt sie, bis wir in unsere Straße einbiegen.

Zum Beispiel: Ich sitze an der Rhône auf diesen breiten Steintreppen, die aussehen wie Zuschauerränge. Um mich herum Finanzleute und andere Büromenschen beim Schönwetter-Lunch. Wir alle schauen auf den Fluss, der sich flaschengrün gen Mittelmeer wälzt, und neben mir, nur ein paar Meter entfernt, hat sich in den letzten Minuten eine neue Gruppe formiert: fünf Männer, Durchschnittsalter achtundzwanzig, maßgeschneiderte Einreihler, dunkle Krawatten, gegeltes Haar usw. Fünf angemessen gekleidete junge Männer diskutieren, wie ich am Rande mitbekomme, die letzten Katastrophenmeldungen aus ihrer Bank. Mein Blick saugt sich an einem von

ihnen fest. Er bemerkt das. *Wie* bemerkt er das? Was ist mit meiner Sonnenbrille los? Ein guter Moment, der mich mit böartigem Adrenalin versorgt. Genug für den Rest des Tages. Er wendet sich wieder seinen Kumpels zu und sagt etwas. Zwei von ihnen lachen, zwei nicht. Der Fluss hat eine extreme Strömung, er wird angetrieben von der Wucht des Sees. Der See ist der größte in Westeuropa und an manchen Stellen über dreihundert Meter tief. Manchmal träume ich, auf seinem Grund zu liegen, in Dunkelheit und Stille. Manchmal denke ich, ich liege schon dort.

Links von mir: eine junge Frau. Brauner Pferdeschwanz, dunkelgraue Hose, weiße Bluse. Die Frau hört Musik und liest Zeitung, und sie isst etwas aus einer Plastischale, was nach mediterranem Pastasalat aussieht. Ich kenne den Salat, vorgestern habe ich ihn selber gekauft. Die Feinkostabteilung dieses Kaufhauses wird jeden Mittag von einer Welle gieriger Angestellter überschwemmt, die in der Schlange alle zehn Sekunden auf ihre Fünftausend-Franken-Chronometer schauen. Ich gehe da jeden Mittag hin. Der Laden ist berühmt. Wie allen dort macht es auch mir Spaß, keine Zeit zu haben.

Das ist nichts Besonderes hier, aber die Frau ist natürlich gut. Ich muss gar nicht hinsehen; ich weiß, ihr Hintern ist sexy. Ich weiß auch, dass der Mann, der einige Meter hinter ihr in der Sonne verdampft, aus England kommt. Dieser gleich explodierende Glatzkopf sieht aus wie Paul. *Er ist* wie Paul. Nach Feierabend, darauf verwette ich den Jahresumsatz der Genfer Finanzbranche, nein, stopp, darauf setze ich mein Leben, nach Feierabend also wird er nach Hause hasten und den Anzug aufs Sofa neben seine

betrunkene englische Ehefrau feuern, um sofort wieder zu verschwinden und allen da draußen zu beweisen, dass er einer von diesen Typen ist, die im Trikot ihres Vereins durch die Gegend laufen und dabei andauernd erzählen müssen, wie schlimm London doch geworden ist.

Ich schaue mir noch einmal die Frau an. Als ich das nicht mehr aushalte, versuche ich es erneut mit den Jungbankern. Und dann, ganz plötzlich, kann ich endlich die Augen schließen.

Auf dem Grund des tiefgrünen Sees ist es angenehm kühl. Wie in einem Keller, den man aufsucht, um vor der Hitze des Tages zu fliehen.

Oder: Ich komme aus dem gottverdammten Büro nach Hause und sehe Marion halb nackt auf der Couch. Ich frage, was das soll, ob das vielleicht eine Art Botschaft ist. Sie zieht die Hand aus ihrem Slip und dreht sich zur Wand, und in der Küche ist alles noch genau so, wie ich es am Morgen verlassen habe. Also mache ich mir erstmal ein Bier auf. Im Laufe des Abends trinke ich noch jede Menge davon. Der erhoffte Effekt stellt sich trotzdem nicht ein. Ich bleibe hellwach, und meine Laune ist – wie eigentlich?

Alles in allem, business as usual.

Zum Beispiel: Sprachen. Sprachen machen mich verrückt. Leute, die viele Sprachen sprechen, machen mich verrückt. Vielleicht sollte ich ein Buch darüber schreiben, wie und warum sie mich verrückt machen. Ein Buch, das in vierundsechzigtausend Sprachen *nicht* übersetzt wird. Das allein aus geschmolzenen Gutturallauten, vielleicht

aus krakeligen Zeichnungen, aus Schmierereien mit geronnenem Blut, aus Gebissabdrücken, aus getrockneten Kastanienblättern, aus was weiß ich besteht.

Da schwirrt beispielsweise die bezaubernde Céline in mein Büro und beginnt, mir irgendeinen Schwachsinn zu erzählen. Wichtig daran ist allein, dass sie es in beinahe akzentfreiem Deutsch tut. Ich antworte etwas, sie lächelt und flattert wieder hinaus. Drei Minuten später, ich bin auf dem Weg zur Kaffeeküche, höre ich sie auf dem Flur Englisch reden. Nicht irgendein Englisch, sondern dieses schnelle, nuschelige New-York-Kauderwelsch. Ich weiß, dass sie zudem noch perfekt Spanisch, Italienisch und Portugiesisch spricht und dazu wahrscheinlich noch zehn bis fünfzehn abseitige afrikanische und mongolische Dialekte beherrscht.

Céline ist Genferin, aber das ist unwichtig. Wichtig ist: Céline ist *typisch* für Genf. Hier sind alle – bis auf die Angelsachsen natürlich – mindestens achtsprachig. Bereits Kleinkinder parlieren mit ihren Eltern in Mandarin, Rentner plündern Sparkonten, um in speziellen Kursen ihr Schulnorwegisch aufzupolieren. Und dann dieser Hund neulich, der sich in der Nähe eines Altpapiercontainers an einem Stapel Zeitungen zu schaffen machte. Gut, ich war sturzbetrunken, aber ich schwöre, das Vieh hat gelesen. Und das Beste daran: Die Zeitungen waren russisch oder ukrainisch oder osset-tschetschenisch, auf jeden Fall komplett in Kyrillisch gedruckt. Selbst wenn es mich interessiert hätte, ob hinter dem Ural mal wieder ein Aeroflot-Flieger in eine schlammige Uranmine gekracht war, ich hätte nicht ein Wort entziffern können.



Genf ist die Welthauptstadt der Sprachen. Das Leben hier ist eine permanente Herausforderung, die aber mit etwas Alkohol und diesen hervorragenden Schweizer Stimmungsaufhellern zu meistern ist. Vollends unerträglich, wie aus Dantes *Inferno* oder einer Vision von Hieronymus Bosch entsprungen, sind jedoch jene Menschen, die nicht nur unzählige Sprachen sprechen, sondern sich auch noch mit Vorliebe über die interessanten, so überaus vielsagenden *Unterschiede* zwischen jenen Sprachen unterhalten. Solche Menschen stellen in dieser Stadt die absolute Mehrheit. An wirklich jeder Straßenecke, in den Vorzimmern der Schwarzgeldverwalter, während der All-Inclusive-Thai-Massage für Chefdiplomaten, unter den Haschdealern des Jardin Anglais, beim im Stade de Genève abgehaltenen Jahrestreffen der Friseurinnung, überall und immerfort wird beispielsweise darüber diskutiert, um wie viel komplizierter Deutsch doch im Vergleich zum Moldawischen ist oder welche böse Überraschungen Englisch gerade für den fortgeschrittenen mexikanischen Lerner bereithält oder um wie viele Lichtjahre eleganter – im Vergleich zum Bauernbulgarisch der mittleren Bronzezeit – doch dieser Klicki-Klacki-Dialekt aus dem nördlichen Taka-Tuka-Land klingt.

Wie gesagt, Sprachen machen mich verrückt. Es ist mir ein Rätsel, warum man nicht längst alle sprachlichen Unterschiede eingeebnet, ja Kommunikation als solche zumindest erheblich eingeschränkt hat. Die Existenz von mehr als einer Sprache ist ohne jeden Zweifel dysfunktional, wenn nicht gar gefährlich. Was ist so toll daran, dass das Grönländische hundertsiebzig verschiedene Wörter

für »Schnee« bereithält oder in Deutschland immerhin dreiunddreißig verschiedene Umschreibungen für Nationalsozialismus existieren? Ich verstehe das einfach nicht.

Dieses ganze Theater mit den Sprachen ändert natürlich rein gar nichts an der Tatsache, dass Céline der einzige mir halbwegs einleuchtende Grund ist, weshalb ich überhaupt noch auf Erden wandle. Ich komme also vom Kaffeeautomaten zurück und sehe sie da mit einem unserer Trader stehen. Ich habe das Gefühl, ihr unglaublicher Hintern bewegt sich im Takt der heiter hinausgeflöteten Sätzen. O Céline, warum kommst du mich nicht noch einmal, vielleicht so gegen acht Uhr abends, in meinem Büro besuchen! Warum kann nicht alles wieder so sein wie bei der letzten Weihnachtsfeier! Erinnerst du dich? Als unsere Körper beinahe eine gemeinsame *Sprache* fanden.

Ich kehre zurück vor meinen Rechner und versuche es zur Abwechslung mit Arbeit. Das klappt selbstverständlich nicht. Stattdessen starre ich aus dem Fenster, in diesen makellosen, sahelzonenblauen, so ganz und gar generischen Himmel. Mir fällt dieser Satz wieder ein, den neulich ein Verrückter oder ein Demonstrant oder ein Keine-Ahnung-wer den Angestelltenarmeen entgegenschrie, die in Bel-Air aus den Bussen quollen: »Über Genf spannt sich ein Leichentuch.«

Immer wieder, nur dieser eine, leicht schwachsinnige Satz. Ich bin sofort hingegangen und habe dem Mann zehn Franken Belohnung zugesteckt. Was hat Marion dazu gesagt? Wie fand sie das?

»Obszön!«

Oder: Wir sitzen an einem Samstagabend in der Nähe von *Genève Plage* am See. Es ist warm, und von Zeit zu Zeit wabern Musikketzen zu uns herüber, die von einem DJ stammen, der etwa hundert Meter entfernt unter freiem Himmel auflegt, und einige Leute tanzen oder liegen im Gras, während sich hinter uns, auf der Uferpromenade, eine Masse aus Radfahrern, Joggern, Walkern und Fußgängern ständig neu formiert. Im Westen steht die Sonne noch über dem Jura. Es ist windstill, der See dennoch voller Segelboote. Segelboote aller Preisklassen.

Marion hat mir schon vor einiger Zeit gesagt, dass sie Durst hat, und ich habe sie schon vor einiger Zeit gefragt, auf was. Die Silhouette eines weit entfernten Wasserskifahrers löst sich über der glitzernden Oberfläche auf. Abendmaschinen schweben im Minutentakt Richtung Flughafen ein. Ich denke daran, wie oft ich aus einem dieser Dinger auf die Stadt hinuntergeschaut und dabei die Wünsche der Leute gespürt habe, die im selben Moment in ihren Büros, vor ihren Bildschirmen, am Strand, ganz egal wo, darauf warteten, dass am Himmel endlich ein Feuerball aufleuchtete, der einen in der nächsten Mittagspause, auf dem Weg zu den Aufzügen, in den Augenblicken vor einem Meeting, zu *irgendeiner* Gelegenheit mit einem Thema versorgen könnte. Das Flugzeug verschwindet hinter dem Hügel am anderen Ufer. Auf dem Hügel: das Palais des Nations. Eine der größten Geldvernichtungsanlagen der Neuzeit. Ein Ort, an den die Länder dieser Erde ihre skrupellosesten Bevölkerungselemente verbannt und mit Unsummen ruhigestellt haben. Ein Ort, an dem der Bruder der Frau »arbeitet«, die sich las-

ziv neben mir rekelte. Die Frau übrigens, die mir jetzt zum zweiten Mal mitteilt, sie habe Durst.

Ich stehe also auf und mache mich auf den Weg. Nach einigen Metern krache ich beinahe in einen dieser autistisch Pirouetten drehenden Inlineskater. Es sind wirklich eine Menge Menschen unterwegs. Es stehen eine Menge Menschen vor der Bude, an der ich eigentlich zwei neue eiskalte Wodka-Orangensaft erstehen wollte. Ich passiere auf Bänken herumlungernde, irgendein Kauderwelsch flüsternde nordafrikanische Haschdealer, auf anderen Bänken herumlungernde, irgendein anderes Kauderwelsch flüsternde schwarzafrikanische Koksdealer. Ich flaniere vorbei an französischen Banlieue-Nachwuchsgangstern und pikierten Oberklasse-Froschfressern, an engagierten bulgarischen Hütchenspielern und apathischen, in ihren fleckigen Vollsynthetikjogginganzügen *wohnenden* Roma-Bettlerinnen. Ich treffe auf saudi-arabische Familien- und Lebensentwürfe, angeführt von beleidigt aggressiv dreinschauenden Wüstensöhnen, gefolgt von unersättlichen Nachwuchsmonstern und in Kompletterhüllung mühsam Anschluss haltenden Müttern. Ich sehe südamerikanische Drogenbarone, tragisch fette Amis und brutal klobige Russen. Mir begegnen verzweifelte Botox-Grimassen, obszön ineinander verschlungene Teenagerpäarchen, halbnackte, radikal ausdefinierte Freizeit- und Lifestyle-Sportfanatiker sowie mindestens zwei Dutzend Friseure und Friseurinnen. Ich spaziere also durch eine ganz normale Genève-Plage-Samstagfrüh- abendmischung und genieße das alles außerordentlich, als mein Blick auf zwei unglaubliche, unten in einem Paar

nuttiger Pfennigabsatzschlappchen und oben in der Andeutung eines Minirocks endende Beine fällt. Natürlich folge ich ihnen. Und einige Augenblicke später folge ich einem anderen Paar oder einem Arsch, schließlich sogar einem Hund, und ohne es zu bemerken – das heißt, ich bemerke es sehr wohl, kann aber trotzdem nichts dagegen unternehmen –, bin ich beinahe schon am Ende der Uferpromenade angekommen. Mein Telefon klingelt. Marion fragt, wo die Drinks bleiben. Das wüsste ich selber gern. Ich überquere den Quai Gustave Ador, gehe eine kleine Straße hinauf, plötzlich bin ich auf der Rue des Eaux-Vives. Ziemlich viel los auch hier, allerdings anders. Der Anteil der Touristen, speziell der Saudisuppen, ist gleich null. Sofort beginne ich diese exotisch gelangweilten Gesichter zu vermissen, aus denen müde Augen das Theater betrachten, das tagtäglich von den Ungläubigen zu Ehren ihrer Platinkreditkarten veranstaltet wird. Ich vermisse diese Leute mit ihren erfrischenden Ansichten zu den Kapitalverhältnissen natürlich nur deshalb, weil *hier*, wenige hundert Meter vom Strand entfernt, die Genfer Bourgeoisie herrscht. Genauer gesagt deren verluderter Nachwuchs. Ich schlängele mich zwischen vollbesetzten Restaurant- und Caféstühlen hindurch. Diese Leute unterhalten sich andauernd, noch dazu auf *Französisch*. Schwer zu erklären, und für jemanden, der schon einige Zeit hier zubringt, mag es erstaunlich sein, aber diese Sprache macht mich aggressiv. Selbst wenn sie von einem dieser Lolita-Verschnitte in mein Ohr gehaucht würde, was dank Marion, dank meines Alters, dank einer Million anderer Faktoren nicht geschieht, ich würde es nicht mö-

gen. Junge französischsprachige Männer bringen mich sogar regelrecht zum Durchdrehen. Warum?, könnte man fragen. Warum sollte ich darüber nachdenken?, würde ich antworten. Es reicht völlig, dass es so ist. Es reicht, weil es gut ist. Ich genieße es also, völlig unerkannt durch die Gegend zu marschieren und dabei kurz vor dem Amoklauf zu stehen. Davon bekommt man Durst. In einem sogenannten Café erkundigt sich, eine Nanosekunde nachdem ich Platz genommen habe, ein aufrechter Balkanier, was mein Begehrt sei. Ich ordere einen Wodka-Orangensaft. Dann rufe ich Marion an. Ihr Telefon ist abgeschaltet.

Beispielsweise: Ich sitze im Shuttlebus vom Flughafen zurück in die Stadt, und ich zähle die Haltestellen, an denen eine neue Sprache zusteigt. Dieses Gefühl, inmitten eines sozialen Experiments zu leben, das tatsächlich *gelingt*. Das alles in allem wirklich angenehme Gefühl, dieses Gefühl nicht mehr ertragen zu können.

Ich schließe die Augen und versuche, von irgendwas, vielleicht einer Wiese zu träumen, auf der ich liege und dabei vergessen habe, wie menschliche Stimmen klingen.